17. November 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 265

In freier Stunde

„Ferien auf Warjethen"

Roman von Horst Biernath

(11. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Ja, zum Teufel, weshalb schmeißen Sie dann diesen Herrn nicht hinaus?"

„Weil sich leider kein anderer ernsthafter Reflektant findet, Herr Hellborn! Weil wir viel zu nahe an der Grenze liegen! Weil vorsichtige Leute ihr gutes Geld nicht über Dynamitlagern deponieren, Herr Hellborn!"

„Ach du lieber Himmel!" Er kriegte es mit dem Seufzen. „Immer noch die alte blödsinnige Nervosität! Immer noch die böse Grenze? Fünfzehn Jahre lang sollt ihr nun schon gefressen werden, und immer noch, und immer noch?"

„Nervosität . . . blödsinnige . . ." Hilde war sehr verblüfft, sie sah Hans Hellborn an, als müsse sie sich verhört haben. Und sah sein Lächeln, das absolut nur ihrem hübschen Eifer galt. Und wurde plötzlich eisig höflich. „Sie waren wohl zu lange drüben, Herr Hellborn, und sind jetzt noch nicht lange genug im Lande, um diese Dinge ganz zu verstehen. Aber wenn Sie ein Vierteljahr hier sind, dann werden Sie wahrscheinlich anders denken."

„Ich werde kaum Zeit genug haben, mich so gründlich zu informieren."

„Wollen Sie so bald wieder nach Amerika zurück?"

„Selbstverständlich — oder nahmen Sie an, daß ich herübergekommen bin, um mich hier anzusiedeln?"

„Ich bin über Ihre Pläne nicht unterrichtet, Herr Hellborn," antwortete Hilde sehr kühl. „Aber ich glaubte tatsächlich, daß die meisten Deutschen im Auslande mit dem Gedanken arbeiten, sich später wieder in der alten Heimat niederzulassen. Nur daß es den wenigsten gelingt, weil sie eben arme Teufel bleiben. Denn ich nehme doch an, daß man sich als Deutscher am wohlsten eben in Deutschland fühlt, nicht wahr?"

Brigitte gönnte Jolli den kleinen Hieb.

„Ohne Frage!" gab er gelassen zu, „aber unter einer Voraussetzung, daß man hier nämlich noch Platz an der Krippe findet. Leider drängen sich hier zu viele zum Futter, und der Trog ist etwas eng für alle." Er blickte nach rechts und links und stieß hier und da auf steife Gesichter.

„— — Ich wundere mich nur," fuhr Hilde fort, „daß Sie sich in einem Beruf wohlfühlen, der so außerhalb Ihres einstmaligen Lebenskreises liegt."

„Studieren Sie nicht Medizin?" fragte er höflich. Sie funkelte ihn an:

„Ich bin bei der Medizin hängen geblieben, weil sie mir von allen Uebeln noch als das erträglichste erschien. Und weil ich das Pech hatte, daß sich bisher ein Möbelfabrikant und ein Rechtsanwalt um mich bewarben. So — jetzt wissen Sie es ganz genau! — Und nun studiere ich eben so lange Medizin, bis mich irgendein Landwirt von tausend Morgen aufwärts zur Frau haben will, verstehen Sie, Herr Hellborn! Und dann nehme ich meinen Landwirt und hänge die Medizin an den höchsten Nagel . . ."

Jolli hob beschwörend beide Hände hoch: „Und wenn sich nun kein Landwirt findet? Oder kein sympathischer? Denn schließlich heiraten Sie im Grunde doch den Landwirt und nicht etwa die tausend Morgen aufwärts?"

„Für diesen Fall studiere ich eben Medizin! — So — und nun leben Sie wohl, Herr Hellborn! Alles Gute für Ihre Firma! Es freut einen wirklich, sich einmal mit einem so geschäftstüchtigen Menschen wie mit Ihnen zu unterhalten. — Wir alle sind in dieser Beziehung nämlich leider noch weit zurück . . ."

Sie reichte ihm die Hand, während sie den Hund heranrief. „Auf Wiedersehen, Brigitte!" Das war ganz unzweideutig. Und sie bog, die Hand am Halsband des Rüden, in den Metgeither Weg ein. Jolli kletterte auf seinen Gaul. Er sah Hilde nach. Sie drehte sich um und winkte. Er legte die Hand an den Mützenschirm.

„Also nochmals, auf Wiedersehen Brigitte!"

„Damit bist du gemeint," stellte Jolli ein wenig bekümmert fest. — Sie traben nebeneinander heimwärts. Hans Hellborn mit einer Zigarette im Munde: aber es gelang ihm nicht, sie anzuzünden. — —

„Du — Brigitte," sagte er nach einer ganzen Weile, „ich glaube, daß die Medizinfrau böse auf mich ist, wie?" — Brigitte antwortete mit einer unbestimmten Handbewegung.

„Was habt ihr nur eigentlich gegen mich?" fragte er plötzlich. „Ihr seht mich immer so von der Seite an, als ob ich Wechsel gefälscht habe. Du auch, Brigitte, jawohl — du auch! Weshalb nur, wenn ich fragen darf? — — Aergert euch vielleicht mein gesunder Menschenverstand? Oder ärgert ihr euch darüber, daß ich eine gute Drehbank für ein mindestens ebenso anständiges Arbeitsgerät halte wie eine Hungerharke, he? Also was ist los, nun antworte doch mal gefälligst! Könnt ihr mir nicht verzeihen, daß ich keine sogenannte standesgemäße Laufbahn eingeschlagen habe? Daß ich jetzt nicht als pensionierter Oberleutnant Radiovorträge über die Schlacht von Jena halte? Oder

wie Tom etwa Türsteher des Kaisers von Abessinien geworden bin und mir an fremden Schlüssellöchern die Ohren abdrücke?"

„Du bist verrückt, mein Junge," sagte Brigitte ruhig. „Sonst bist du ein ganz patenter Kerl. Du hast nur den einen Fehler, daß du andauernd an uns vorbeihörst und vorbeiredest. Du bist landfremd geworden. Und taub für die Dinge, an denen wir hier kaputt gehen. Du glaubst doch nicht etwa, daß wir hier alle plötzlich den Verstand verloren haben und nicht mehr zu wirtschaften verstehen? Die Ottendorfs, die vor dem Kriege reiche Leute waren, und die Maletzkis, und die Kannewurfs — und die Hellborns schließlich?"

Er antwortete nicht. Er sog an seiner kalten Zigarette, und sein Blick war ein wenig verträumt. — „Böse war sie, verdammt böse . . ." dachte er und sah auf seine Hand herab.

„Man könnte mit dir vielleicht reden, wenn du nicht mit diesen Rentabilitätsbegriffen vollgestopft wärest. Rentabel . . . nein, wir wirtschaften hier nicht mehr rentabel, und das Land hat keinen Preis — weshalb, weil niemand auch nur einen Pfennig in den Osten hineinsteckt — des Risikos wegen! Risiko — hörst du? Weil die Zinsen der amerikanischen Anleihen uns erdrücken! Weil der Markt zu weit entfernt ist und das Hinterland fehlt . . ."

Sein Blick wurde wach. Er nickte unbestimmt. Sie verhielten am Waldrande. Vor ihnen blinkte der Spiegel des Metgeither Sees, der im Osten an die Grenze stieß, und rings breiteten sich Roggenfelder, Brachen, Koppeln und Viehweiden.

„Ihr müßt mir ein wenig Zeit lassen," bat er mit gesenkter Stimme; „das alte Land — aber ich bin ihm noch so fremd — es ist mir so neu . . ."

Sie setzten sich langsam und schweigend in Bewegung.

*

Nach einem schweren Gewitter, das sich in der Nacht über Warsethen entladen hatte, war ein prachtvoller blanker Morgen angebrochen. Das lange Toben des Unwetters — von Mitternacht bis Sonnenaufgang — war wohl daran schuld, daß Hans Hellborn den Frühstückstisch noch leer fand. Herta war als einzige auf. Sie kam mit trompetengelbem Islandmohn und glühendroten Pfingstrosen aus dem Garten.

„Du bist schon auf, Hans," sagte sie ganz bestürzt, „achott, und der Kaffee ist noch nicht einmal aufgesetzt."

„Ein Schluck Milch und ein Stück Brot genügt mir! — Und dann, sag mal, habt ihr ein Fahrrad da?"

„Im Geräteschuppen. Vaters altes Rad. Aber ob es in Ordnung sein wird . . . Wozu eigentlich?"

„Ach, weißt du, weil mir vom Reiten gestern noch ein wenig das Genick wehtut, an der Stelle, wo man sich verbeugt, nicht wahr? Und weil das Fahrrad unter Garantie dorthin geht, wo ich hin will, verstehst du? Ich möchte nämlich nach Baranken, zum Strehlau rüber, dem alten Rotsponenkel ein bißchen Guten Tag sagen, weil er sich diese Woche freihält."

„Aber ob das Rad überhaupt eine Laterne hat . . ."

„Laterne? Es ist acht Uhr morgens!"

„Na, Menschenskind, das ist doch mal wieder eine Gelegenheit für den Baranker, Prosit zu sagen. Da kommst du doch bei Tage nicht mehr weg! Und überhaupt, Milch und ein Stück Butterbrot? Wie denkst du dir das? — Sieh nur nach dem Rade, und inzwischen werde ich dir ein paar Eier in die Pfanne schlagen, mit einem ordentlich Stück Schinken drin — du mußt doch was unterlegen, Hanske!"

„Na, wenn's so ist, dann Prost! Dann ist's schon egal, dann komm ich mit Laterne auch nicht heil nach Hause!"

„Um Gottes willen, du willst dich nicht etwa . . ."

„Besaufen! Fürchterlich besaufen, jawohl, aus Liebeskummer in Alkohol gehen . . . und Brigitte kannst du bestellen, daß ich zum Baranker auf Besuch gefahren bin, ganz einfach auf Besuch!"

„Das ist doch klar, worauf sonst?"

„Tja!" — — sagte der Jolli, „so klar ist das gar nicht."

In Hertas Gesicht, das stets offen wie die Bibel in einem Pfarrhause war, machte sich eine leichte Bestürzung bemerkbar.

Der Weg nach Baranken führte bald hinter Warsethen durch Wald und Feld an lichtem Roggen und mageren Kartoffelfeldern vorüber. Warsethen und Metgeithen, das waren hier noch die fetten Pfründe. Aber schon bei den Brennekamps ging es los mit dem Sand, mit der Oede, mit dem Pschassek, und von den neuntausend Morgen des Barankers wirbelte bei Wind die eine Hälfte in der Luft herum, und die andere war meistens auch unterwegs.

Wenn die Wege zu tief wurden, mußte Jolli das Rad schieben oder wie ein Akrobat auf der Grasnarbe neben den Feldern jonglieren. Das Rad war nicht das neueste Modell. Es besaß keinen Freilauf. Es hatte einen steifen, vorn hochliegenden Rahmen und eine gewaltige Uebersetzung. Mit der komisch steifen, schwunglosen Lenkstange sah es wahrhaftig wie eine Armbrust auf Rädern aus. Es hatte nichts Sportliches an sich, und unbedingt gehörte ein Herr mit wallendem Havelock und braungerauchtem Vollbart auf seinen Sattel.

Nach einstündiger Fahrt traf Hans Hellborn auf Baranken ein. Das weitläufige Haus sah etwas verwahrlost aus. Der Park zwischen Auffahrt und Straße, durch dessen Lichtungen die verwitterte Front hindurchschimmerte, war verwildert und ungepflegt. Der alte Baranker hatte das Unglück gehabt, zwei Frauen nach kurzer Ehe zu verlieren, ohne daß ihm ein Erbe hinterblieb. Vielleicht hielt er es für sinnlos, das Herrenhaus und den Park für fremde Nachfolger instand zu setzen. Was aber Stallungen, Scheunen und Instgebäude anlangte, ja, da war der alte Herr eben Landwirt, da verkam ihm nichts, kein Brett und kein Ziegel.

„Na, Mänsch, da bist du ja!" trompetete der Alte. „Na, denn man rin in die gute Stube! So . . ." Er zog Jolli in das Haus herein. Sein rechtes Hosenbein hatte einen ganz aparten Sitz, weil der alte Herr im Hause stets Hosen trug, deren rechte Schäfte wegen seiner Podagra mit Katzenfell ausgefüttert waren.

„Rein in die Bibliothek. Und Bummelunderchen oder einen Kornus? Wie sagt gleich Schiller:

Des Morgens tut ein Schnäpschen gut,
Desgleichen zu Mittage . . .

Kornus, denke ich, damit soll man als braver Mann sein Tagewerk beginnen. Und eine Ziehjarre natürlich, Brasil oder was Helles . . . also Prosit, Hanske, und nun steck dir mal eine ins Gesicht, ich kann solch kahle Fressen nicht leiden. So, da brennst du ja schon . . ."

Die Luft in der Bibliothek begann sich merklich zu verbessern. Hans Hellborn saß vor einem großen runden Tisch in einem mausgrauen, ausgelegenen Aufbausofa, auf dessen Spiegelkonsole ein paar Zierkrüge und Bierseidel mit gravierten Deckeln bei jeder Bewegung klirrten. Rechts an der Wand stand ein gelber Sekretär, mit zahllosen Fächern und Schubladen und einer heruntergelassenen tintenbespritzten Schreibplatte, die zum größten Teil mit Papieren bedeckt war. An den Wänden hingen prachtvolle Geweihe, in einer Ecke stand der Gewehrschrank und griffnah am Tisch hinter der Tür ein altdeutsches Büfett, mit Flaschen und Gläsern hinter den grünen Butzenscheibchen. „Mein Bücherschrank mit den Klassikern," pflegte der alte

Baranker zu erläutern, wenn ein neuer Gast hier tatsächlich die Bibliothek suchte.

„Ueberhaupt siehst du hungrig aus," stellte der Onkel fest. „Hast du denn schon gefrühstückt, Hans?"

„Gut und reichlich. Rühreier mit Speck . . ."

„Na und?" fragte der Baranker nach einem Weilchen, „was ist dabei gut und was ist dabei reichlich? Riehreier — Mänsch, das ist keine Unterlage für meine Schnäpse!" Er riß die Tür auf.

„Fräulein Wesuks, he, Fräulein Wesuks!" donnerte er auf den Korridor hinaus.

„Herr Strehlau?" fragte eine gequetschte Frauenstimme vom andern Ende des Korridors.

„Stellen Sie mal was auf den Tisch, Wesuks! Huhn, Wurst, Schinken, paar kalte Klopse — und dann machen Sie uns mal so'n richtiges Biefstück — ißt du Biefstück, Hans? — Ja, also Biefstück, saftig und nich ganz durch!"

„Mit Kartoffeln, Herr Strehlau?"

„Zum Frühstück doch keine Kartoffeln!" schrie der alte Onkel entrüstet und warf die Türe zu. — „Na und wie geht's zu Hause? Den Mädels? Hat die Herta sich schon ein bißchen gefaßt?" Er schneuzte sich umständlich in ein großes Taschentuch, das gemustert war wie ein Kopfkissenbezug. „Na, und das Testament?" fragte er, während er sich den Schnurrbart trocken strich.

„Warjethen gehört Tom. — Selbstverständlich . . ."

(Fortsetzung folgt.)

„Bitte die Fahrkarten!"

Von **Anton Barghorn.**

Die kleine Geschichte eine Wette war zu Ende, als Frank Stein oder Stone, wie seine Gefährten ihn nannten, seine letzten fünf Dollar dem glücklichen Gewinner aushändigte.

Ich hatte Stein in New-Orleans getroffen, wie man sich so trifft in der Fremde. „Hallo, Landsmann. Wie geht's? Wohin?" Wir saßen bald an einem Tisch zusammen.

Frank Stein war kreuz und quer durch die Staaten gepilgert, hatte mal hier etwas gearbeitet und dort sich die Welt angesehen. War unter allerlei Anstrengungen durch unwirtliche Gegenden gekommen und hatte oft die letzten Wagen rollender Transportzüge ungesehen zur Weiterbeförderung benutzt. Wie ein regelrechter Tramp, immer auf Ausschau nach günstiger Gelegenheit. Davon erzählte er mir und kam dabei auf die Geschichte der Wette und den langen Tom zu sprechen

„Sie können mir glauben, Landsmann," begann er, „es sind meine letzten fünf Dollar gewesen, aber der lange Tom hat sie redlich verdient. Es gibt da nicht viel zu erzählen. Wir trafen uns am Ufer des Flusses oberhalb der kleinen Station. Mein Gefährte Pitt und ich waren gerade dabei, an einem Feuer unsere Mahlzeit zu bereiten, als er auf der Bildfläche erschien. Pitt zeigte auf den langen Kerl, der auf unseren Lagerplatz zukam, und ich dachte bei mir, der wird bei euch abkochen wollen. Mir waren schon viele sonderbare Käuze auf meinen Wanderungen begegnet, aber dieser schien mir der sonderbarste zu sein.

Das Auffälligste an ihm war sein großer runder Hut, den er mit vollendeter Grandezza trug und bei seiner Begrüßung in weitem Bogen schwenkte. Im übrigen war seine Bekleidung weit mitgenommener als unsere. Die Art seiner Begrüßung war ohne Zweifel zutraulich. „Ich denke, ihr werdet denselben Weg vor euch haben wie ich, Gentlemen," redete er uns an. „Ihr wollt gewiß ebenfalls mit dem Dampfboot flußabwärts nach X?" Nach diesen Worten ließ er sich an unserem Feuer häuslich nieder.

Nun hatte er unsere Absicht allerdings recht gedeutet. Wir warteten auf den Flußdampfer. Wir wollten allmählich wieder der Küste und größeren Städten nahe kommen. Unser neuer Gefährte hatte uns bald mit seiner Person und dem, was uns zu wissen not tat, bekannt gemacht. Er war natürlich vollkommen abgebrannt und um so mehr bewunderten wir seine fröhliche Laune. Wir hatten doch wenigstens unser Fahrgeld und einiges zu verzehren für die nächsten Tage. Er wollte nun ebenfalls den Dampfer benutzen, und — wenn wir nichts dagegen einzuwenden hätten — würde er diese Reise mit uns gemeinsam machen. Dabei leuchteten seine Augen spitzbübisch unter dem Rand seines mächtigen Hutes zu uns herüber. Daß er keinen Cent in der Tasche hatte, davon hatte er uns erzählt, aber nicht, womit er die immerhin etwas ausgedehnte Reise auf dem Fluß bezahlen wollte. Pitt machte eine diesbezügliche Bemerkung und dachte vielleicht an den kärglichen Bestand seiner eigenen Kasse.

Unser Gegenüber machte daraufhin eine großartige Bewegung. „Oh, Gentlemen, habt keine Sorge, wir machen die Reise in guter Gemeinschaft. Ihr braucht nicht zu befürchten, daß ich euch anpumpen werde. Zwar habe ich im Augenblick keinen „blutigen Cent", wie ich euch schon sagte, aber ich wette mit euch um meinetwegen fünf runde „American Dollar", daß ich ohne Fahrkarte die Reise ebenso bequem und sorglos machen werde, wie ihr, meine Herren." Diese Dreistigkeit brachte mich beinahe in Zorn. Der Kerl glaubte, uns aufziehen zu können. Aus Bosheit ging ich auf diese Wette ein. Ein Handschlag, und nun würden wir ja sehen, was kommen würde. Pitt schüttelte ungläubig den Kopf. An die Methoden einer blinden Fahrt war auf dem River bestimmt nicht zu denken. Entweder war der lange Tom ein ausgekochter Spitzbube oder ein fürchterlicher Dummkopf, obgleich wir beides nicht recht mit seinem Auftreten vereinigen konnten.

Einige Zeit später fanden wir uns pünktlich auf dem Anleger ein. Der kleine Dampfer legte an, und wir kauften unsere Fahrkarten. Plötzlich war der lange Tom im Gedränge der Abfertigung verschwunden. Wir stiegen über den Landungssteg an Bord und fanden auf dem Vordeck zwischen Gepäckstücken und allerlei Passagieren noch Plätze für uns. Das herrliche Wetter war richtig geschaffen für eine solche Dampferfahrt. Das Schiff hatte kaum angelegt, da stand unser Gefährte wieder vor uns und lachte uns an. Er grüßte hierhin und dorthin, nickte zum Kapitän auf die niedrige Brücke hinauf und ging umher. Ueberall war sein großer Hut zu sehen.

Nun waren wir doch recht gespannt darauf, wie die Sache weiter verlaufen würde. Am anderen Ende des Decks begann der Steuermann die Fahrkarten zu kontrollieren. Wir hatten ein wunderbar ruhiges Gewissen, aber wo würde Tom nur bleiben? — Der stand plötzlich an der Reeling und hatte eifrig zu gucken. Er lehnte sich über die Bordwand und schaute angestrengt über die Wasserfläche des Stromes, bis sogar der Kapitän darauf aufmerksam wurde und zu ihm hinunter sah. Was mochte es dort nur zu sehen geben? Aber ach, dieses Unglück — ein unterdrückter Schrei unseres Tom und ein kräftiger Fluch hinterher. — Der schöne Hut entfernte sich mit großer Geschwindigkeit vom Schiff und schwamm auf der Oberfläche des Stromes. Er war Tom einfach vom Kopf geweht. Der Kapitän hatte den Vorfall bemerkt und schüttelte bedauernd den Kopf. Solch ein schöner Hut Tom schien untröstlich, obgleich nicht viel los war mit dem alten Sombrero.

Der Kontrolleur erschien auf dem Verdeck, und wir zeigten unsere Karten vor. „Bitte, mein Herr." Bald darauf kam Tom an die Reihe. – Sie wissen vielleicht, Landsmann, daß es hier in den Staaten vielfach Sitte ist, in Eisenbahnzügen und auf den Flußdampfern, die Fahrkarte an die Kopfbedeckung zu stecken. So hat man sie jederzeit griffbereit, und das Fahrpersonal braucht nur dahin zu sehen, um sich von dem Vorhandensein zu überzeugen. Oft sind die Leute sogar so zuvorkommend und machen daraufhin einen Fahrgast auf sein nahes Ziel aufmerksam, wenn er etwa eingeschlafen ist, und sein Hut im Gepäcknetz liegt. — Nun hatte er also keinen Hut mehr und behauptete, seine Fahrkarte sogleich bei Antritt der Reise daran befestigt zu haben. So etwas ist nun durchaus glaubwürdig, aber in diesem Fall zweifelte der Steuermann denn doch etwas an der Wahrheit, schon im Hinblick auf den wenig Vertrauen erweckenden Aufzug unseres Gefährten. Es wäre dem Tom auch wohl noch dreckig gegangen, wenn in diesem Augenblick nicht der Kapitän, der ja als Zeuge auftreten konnte, von der Brücke herunter rief:

„Allright, Mister Mate, die Sache mit dem Hute stimmt genau, ich habe es selbst gesehen. Es ist alles in Ordnung." Ob dieser Erklärung seines Vorgesetzten gab sich der Steuermann schnell zufrieden Er bedauerte den armen Tom um den Verlust seines Hutes und wandte sich dem nächsten Reisenden zu. Solch eine Sache kann vorkommen. Sagen Sie selbst, Landsmann, kann jemand etwas dafür, wenn ihm ein tückischer Windstoß den Hut vom Kopf reißt und über Bord fegt? — Die Reise verlief weiterhin in bester Stimmung, und als wir in X. das Dampfboot verließen, nickte Tom freundlich zum Kapitän hinauf. „Leben Sie wohl, Sir!" So war der Tom. Und dann

habe ich ihm die fünf Dollar ausgehändigt. Eine Wette bleibt eben eine Wette."

Damit schloß Frank Stein seine Erzählung. Nun wollte er versuchen, eine Chance auf einem Schiff zu bekommen, das ihn in die Heimat bringen sollte. Wir haben uns die Hände geschüttelt und Abschied genommen. Dann habe ich beim Wirt die Zeche bezahlt. Denn — wie gesagt — es waren seine letzten Dollar gewesen, die er dem langen Tom auszahlen mußte.

Büchertisch

Wilhelm Hausenstein: Wanderungen. Auf den Spuren der Zeiten. 456 Textseiten und 32 Bildseiten, Preis Ganzleinen RM 7.50. Societäts-Verlag Frankfurt a. M.

Wilhelm Hausenstein, der feinsinnige Kunsthistoriker und bekannte Schriftsteller, legt in diesem Buch ein Bekenntnis ab zu seiner deutschen Heimat, ein Bekenntnis der Liebe zu den Schönheiten der Landschaft und ein Bekenntnis der Verehrung für die Werte deutscher Kunst. Hausenstein ist ein ausgesprochen süddeutscher Mensch, doch zugleich wieder über jede Enge so hinausgewachsen, daß diese Begrenzung nirgends als eine Beschränkung fühlbar wird, sondern aus diesen Wanderungen eine gültige und allgemeine Anschauung des Deutschen hervortritt. Die Fülle des dargebotenen Wissens, die oft lyrische Zärtlichkeit der Beschreibung, die Hingebung an den Gegenstand, sei er nun Geschichte oder Landschaft, ein Bild oder ein Gedanke, ein Kunstwerk oder eine Abendstimmung, eine Farbe oder eine Form, ist zu einer einheitlichen und geschlossenen Gestalt zusammengewachsen. Die zahlreichen und ausgewählten Abbildungen unterstützen und ergänzen die gewonnenen Eindrück[e].

Kamal Atatürk. Soldat und Führer. Von Hanns Froembgen. 222 S. 8° mit 14 Abbildungen auf Tafeln. In Leinen geb. RM 5.20. „Rote-Kreis-Bücher" der Franckschen Verlagshandlung, Stuttgart.

Einer der heldenhaftesten und willensstärksten Führer der zeitgenössischen Geschichte ist Ghasi Mustafa Kemal, dem jetzt der Name Atatürk, Vater der Türken, verliehen wurde.

Einen schier an das Unwahrscheinliche grenzenden Kampf um sein Volk hat dieser Mann geführt, und es ist ihm gelungen, die Türkei aus der Erniedrigung, aus Schwäche und Korruption zur Besinnung auf die Quelle der Kraft und zur Schaffung eines modernen, festgefügten Führerstaates zu führen. Hanns Froembgen schildert in dem, in den „Rote-Kreis-Büchern" (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart) erschienenen Buche „Kamal Atatürk. Soldat und Führer" (RM 5.20) den Werdegang dieses Mannes und seinen Kampf um das türkische Volk. Offizier, Geheimbündler, Feldherr im Weltkrieg, das sind die drei Vorbereitungsetappen auf den entscheidenden Schlag gegen das Sultanat. Alles hängt an ihm, seine Zähigkeit ist es, die in kritischen Augenblicken die zu zerfallen drohende Nationalpartei zusammenhält. Als Geächteter kämpft er, von seinen eigenen Freunden betrogen, doch bringt ihn nichts von seinem Ziele ab, das zerrüttete, religiösverhetzte und versklavte Volk zu sich selbst zurückzuführen, ihm das nationale Selbstbewußtsein wiederzuschenken.

Froembgen läßt uns in seiner packenden Art der Darstellung Werk und Wirken dieses bewunderungswürdigen Mannes miterleben. Er gestaltet eines der mitreißendsten und erschütterndsten Dramen der modernen Geschichte. Ein Lebensbild, farbig und fesselnd durch Schicksal und Abenteuer, politische Ziele und imponierende Haltung ersteht verblüffend gegenwartsnah für uns aus diesem Buch.

Karl Adolf Mayer: Das Jahr in Dijon. Roman. 200 Seiten. In Leinen gebunden Rm. 3.50.

Karl Adolf Mayer, 1889 in Mährisch-Rothwasser geboren, jetzt in Graz lebend, hat vor etlichen Jahren die Leserwelt zum ersten Male dadurch auf sich aufmerksam gemacht, daß er den Preis eines großen deutschen Verlages für die „beste Novelle" errang. Das preisgekrönte Werk „Amor in Biedermeier" machte dem Urteil der Preisrichter alle Ehre.

Nun tritt Karl Adolf Mayer mit einem Roman vor die Leserschaft, der alle früher gehegten Hoffnungen auf das schönste rechtfertigt und zeigt, daß der Dichter in der Zeit seines Schweigens reifer und größer geworden ist. Dieser neue Roman „Das Jahr in Dijon" bedeutet eine Erfüllung. Es ist ein stiller, ergreifender Liebesroman, der Lust und Leid eines reinen und schönen Verhältnisses zweier Menschen darstellt, die Träger verschiedenartigen Volkstums sind. Es ringen nicht bloß die Herzen zweier Liebender um ein fernes Glück, sondern es ringen auch zwei große Völker, ja, gewissermaßen die ganze Menschheit in diesem Buche um das Glück gegenseitigen Verstehens. Die Krone aber bildet das Tagebuch der Heldin, das in seiner wundervollen Einfachheit ohne jede Sentimentalität ein erschütterndes Bild von den inneren Kämpfen einer edlen Frauenseele gibt. Besonders hingewiesen sei auch auf die höchst reizvollen Zwiegespräche des Helden mit seinem Kameraden, durch die das Wesen zweier Völker erhellt wird. — Verlag Carl Fromme-Wien.

Kleiner Bruder. Grau-Eule erzählt von Indianern, Bibern und Kanufahrten. Von Wäscha-kwonnesin. 246 Seiten. 8° mit 16 Einschalttafeln und Handzeichnungen des Verfassers und photographischen Aufnahmen. In Leinen Rm. 6.—. „Rote-Kreis-Bücher" der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart.

Dieses Buch hat ein Indianer geschrieben. Wäschakwonnesin, zu deutsch Grau-Eule, durchquerte mit dem Kanu die Flüsse und Seen Kanadas, durchzog jagend die weiten Wälder, bis er eines Tages die Folgen des rücksichtslosen Jagens und Fallenstellens erkennt und aus einem Verfolger der Tiere zu ihrem warmherzigen aufopfernden Beschützer wird.

Seine besondere Liebe gilt den schon vor dem Aussterben stehenden Bibern, die er hegt und pflegt und als Haustiere hält, und die mit ihren tollen Einfällen, ihrem drolligen und rührenden Gehaben dem einsam lebenden Manne kleine Brüder und Freunde sind.

„Kleiner Bruder" ist ein Tierbuch, wenn man die liebevollen Schilderungen aus dem Leben der Biber in den Vordergrund stellt, aber es ist viel mehr als dies: es ist ein fesselndes Abenteuerbuch, wenn man die Fahrten kreuz und quer, durch Urwald und Wildnis, wie sie Grau-Eule erzählt, miterlebt, es ist das ergreifende Bekenntnis eines Mannes, dessen Denken und Handeln einem ursprünglichen Empfinden entspringt.

Kosmos-Kalender. 64 einfarbige und 4 mehrfarbige Bildblätter. Rm. 2.40. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

64 fast durchweg ganzseitige Bilder, die zum größten Teil bisher noch nirgends veröffentlicht sind und vier vielfarbige Einschalttafeln machen den neuen Kosmos-Kalender 1936 aus. Sie bilden das Entzücken des Naturfreundes — einen wunderschönen Schmuck für jeden Raum. Großaufnahmen von Blumen und Tieren aus der freien Natur — eindrucksvolle Darstellungen geheimnisvoller Naturvorgänge — stimmungsvolle Aufnahmen heimatlicher und exotischer Landschaften sind hier vereinigt zu einem Album von Höchstleistungen moderner Photo- und Illustrationskunst. Wir können uns denken, daß ein solch schöner Kalender mit seinen prächtigen Bildern auch für die Schule gute Dienste leisten kann, und wünschen ihn in jedes Haus, in dem Liebe zur Heimat und Natur gepflegt werden.

■ Fröhliche Ecke ■

Einfach

Am Vortage eines Maskenballes fragt ein junger Bursche, der den Mund immer auffällig offenstehen hat, seinen Freund: „Du, wüßtest du nicht eine passende Maske für mich?" — „Ja! Mach's Maul zu; dann kennt dich kein Mensch!"

Herzblättchens Gegenfrage

Er schlenderte mit seiner Geliebten durch den Zoologischen Garten und wollte ein Gespräch in Gang bringen.

„Weißt du, Herzblatt, wann die Bestien gefüttert werden?"
„Nein," antwortet sie zärtlich: „bist du sehr hungrig?"

Gut dressiert

„Kann denn Ihr Hund irgendwelche Kunststücke?" fragte der langweilige Besucher.

„Gewiß," sagte die Dame des Hauses, „wenn Sie dreimal pfeifen, bringt er Ihren Hut!"

Der Schwager

„Du kannst mir gratulieren, Hänschen, deine Schwester hat versprochen, mich zu heiraten!"

„Ha, ha, das hat sie der Mutti schon vor drei Monaten versprochen!"

Streng — aber gerecht

Fridolin Schalmei, der bis dahin lebte, wie sein Name es vorschrieb, hat vor drei Monaten geheiratet — die mit einem tadellos gepflegten Eigenheim ausgestattete ehrsame Wittib Ludmilla Seidelbast.

Drei Monate haben genügt, um Herrn Fridolin das Eheband mit Frau Ludmilla nebst ihrem gepflegten Eigenheim drückend erscheinen und ihn auf schnelle Abhilfe sinnen zu lassen.

Also schlägt er ihr eine baldige Trennung vor — in den freundlichsten Formen.

Doch Frau Ludmilla reagierte sauer. Empört meint sie: „Welch' eine unberechtigte, echt männliche Forderung! — Nein: Als Witwe hast du mich genommen — als Witwe mußt du mich natürlich auch wieder zurückgeben!"